



Gerd Berghofer

Versprechen gehalten

Kurzgeschichten

FÜR PILLE

Gerd Berghofer

Versprechen
gehalten

Kurzgeschichten

LITERATONES VERLAG E.K.

Gerd Berghofer wurde 1967 geboren und lebt mit seiner Familie in Georgensgmünd. Er veröffentlichte Gedichtbände, Erzählungen, eine Biografie und ein Buch über die Juden Georgensgmünds. Seit dem Jahr 2013 schreibt er die „Freitagsglossen“, welche zur Kolumne im „Hilpoltsteiner Kurier“ avancierten und in zwei Büchern erschienen. Darüber hinaus schreibt er für Zeitungen, Zeitschriften und den Rundfunk. Mehr Informationen über ihn gibt es auf seiner Webseite unter www.gerd-berghofer.de.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar. PDF-Version aus ISBN 978-3-9816879-5-8.

© Literatones e.K., Gerd Berghofer, Saazer Straße 4, 91166 Georgensgmünd.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung einschließlich Film, Funk und Fernsehen sowie der Fotokopie, der elektronischen Speicherung der auszugsweisen Veröffentlichung vorbehalten. Cover unter Verwendung eines Motivs von Martin Lind, Nürnberg. Lektorat: Elmar Tannert. Umschlag und Druckvorstufe: Literatones e. K. Digital-Druck: SDL Berlin. Gedruckt in Deutschland.

VORWORT

Warum erzählen wir uns Geschichten? Warum genügen uns keine Fakten und Informationen? Weil wir uns und diese Welt, in der wir leben, verstehen wollen. Damit wir uns einen Reim machen können auf all das Unbegreifliche um uns herum. Wir können noch so viele Zahlen und Daten sammeln und anhäufen – wir wissen deswegen keineswegs mehr darüber, wie es sich verhält mit uns Menschen und unserer vorübergehenden Existenz, wo alles herkommt und hinführt, und was diese Welt im Innersten zusammenhält.

Aus diesem uralten Bedürfnis nach Geschichten und Verständnis speist sich auch unser Interesse an Erzählungen, seien es mit Fakten belegbare, seien es erfundene. Heute wissen wir um die Subjektivität allen Erzählens, egal ob es sich um Autobiographie, Historie oder Wissenschaft handelt. Noch die exakteste Erkenntnis fußt auf unserer beschränkten Wahrnehmung und Weltsicht. Jede Aussage, jede These ist immer schon Interpretation, Mutmaßung, Spekulation.

Gerd Berghofer ist so einer, der erzählt. Neben seiner Tätigkeit als gefragter Rezitator und Erforscher der Heimatgeschichte ist er ein Autor, der mit Texten die Welt, wie er sie wahrnimmt und erlebt, einzufangen und zu durchdringen versucht. Das Erfahrene wird dann gefiltert

und verwandelt, neu kombiniert und sprachlich komponiert. Dadurch entsteht eine neuartige, nachvollziehbare Wirklichkeit aus Worten, Sätzen und Geist. Das solcherart Erfundene ist ausgedacht, aber ungeheuer realistisch und aussagekräftig. Insofern ist die Phantasie die kluge Schwester der Wahrheit. Was uns Daten und Fakten nicht sagen können, das stiften die Dichter und Erzähler. Gut, dass wir sie haben.

Schon allein deswegen, weil wir dadurch neue, schöne Wörter geschenkt bekommen: „Bleigewölbe“ für den Himmel, „Gebäum“, „Nachtniesel“, „Laubgesang“. Jedes Wort schließt für unser Bewusstsein die Welt und ihre Wirklichkeiten anders auf. Allein mit solchen Ausdrücken werden wir gleich am Anfang hineingezogen in das archaisch anmutende Leben eines alten, wortkargen Totengräbers, das uns einnimmt und fernhält gleichzeitig. Wir sind mitten im Geschehen und schauen dem Ganzen aus sicherer Entfernung zu. Das gehört zum Zauber des Lesens. Was wir erleben, müssen wir nicht erleiden.

Gerd Berghofers Erzählungen werfen Schlaglichter auf eine uns vertraute Wirklichkeit. Seine Herkunftsregion ist zu erkennen, das fränkische Land und seine Orte, mit Hopfengarten, Nähe, Enge und Mief. Auch wenn es hie und da nach Paris, Sevilla oder die Ostsee geht, hier im Fränkischen spielt sich das Leben ab, manchmal gnadenlos, manchmal heiter. Im Grunde geht es jedoch um große

menschliche Themen: Krankheit und Tod, Krise und Lösung, Zufall und Notwendigkeit, Liebe und Einsamkeit, Macht, Gewalt und Rache.

So treffen wir beim Lesen auf Personen, die wir zu kennen meinen. Auf den Vertreter einer Firma, der zum Verlierer wurde und über den sich die Gewinner nun erbarmungslos süffisant amüsieren. Den Briefträger, einen unattraktiven Sonderling, der froh ist, von seiner Frau betrogen und verlassen worden zu sein. Den Mann, der durch ein leichtfertig gestreutes Gerücht vernichtet wird – was die Macht der Worte und der Erfindung nachdrücklich beweist, aber auch die Bosheit von uns tratschenden, schadenfrohen Mitmenschen.

So erkennen wir uns selbst, lernen uns besser kennen, erinnern uns an unsere eigenen Lebensmomente, wo vielleicht auch ein fremdartiger Flötenspieler in einer fernen Stadt zum lebensentscheidenden Retter wurde. Ein Künstler, der auf wohlthätige Weise das Schicksal anderer Menschen bestimmt: ein schönes Gleichnis für das Leben schlechthin. Hoffen wir, dass diese Erzählungen beim Lesen viel Gutes bewirken. Das Zeug dazu haben sie.

Helmut Haberkamm

August 2016

**DIE BEERDIGUNG DES
TOTENGRÄBERS**

Graufädriger Himmel, ein Bleigewölbe überm Friedhof. Das schmiedeeiserne Tor kann und kann nicht schließen, der Wind reißt es auf und selbst will es nichts anderes als zurück ins feste Schloss, wiederkehrend, im Takt. Ein halbes Dutzend Kastanien steht dort, braunfleckig das Blattwerk, noch feucht vom Nachtniesel, es rauscht das Gebäum in konzertant sonorem Laubgesang. Unter einer von diesen Kastanien stehen drei Männer und eine Frau vor einem Loch in der Erde. Es ist ein längliches Viereck, das die Erde aufschließt. Ein Mensch, ein gewesener Mensch, ein Toter, liegt darin, nicht einfach so, das versteht sich von selbst. In einem billigen Fichtensarg liegt er dort unten, aber ihm tut's nicht weh und er selbst wollte es so. Das Loch zeigt klebrige Erde ringsum. Dünnes Wurzelwerk ragt ins Leere wie viele kleine gekappte und nun blinde Kabel. Das weißgelbe Sargholz liegt dort unten ohne Schnörkel, mit verschmierter Erde an den Seiten, obenauf der Abdruck einer kräftigen Männerhand, eine fette Handfläche und fünf fleischige Finger, braun auf weiß. Ein paar Blumen und klumpige Erdkrümel liegen verstreut daneben, als hätten sie dort nichts verloren. Einer der Männer las gerade noch aus einem Buch, nun hält er es verschränkt vorm Bauch, mit beiden Händen schützend. Die anderen, die den Sarg absenkten, haben sich bereits davongestohlen. Ein jüngerer Mann bohrt mit einiger Befriedigung im linken Nasenloch und sieht einem Amselmännchen zu, das hektisch nach Würmern sucht, gar nicht scheu. *Ist ja ein idealer Platz*, sagt der Mann

gedankenverloren vor sich hin und wischt seinen Zeigefinger an der Jeans ab. Ansonsten Schweigen: Keine Musik, kein Wort, nur der Wind im Gebäum. Einer, der zuvor noch gesprochen hatte, sagt jetzt nichts mehr. Was sagt man auch über so einen? Der am Abend auf den Hügel hinaufgeschlichen war, zu den Kastanien, seinem Arbeitsplatz. War raufgekommen, Spaten und Schaufel und Rechen geschultert, so wie man ihn eben kannte, wenn er von einem Ende des Dorfes zum anderen schlurfte, nach vorn gebeugt und müde schon in jungen Jahren, so auch im Alter. Nur dass in diesen Tagen eben keiner gestorben war. Deshalb hatte der Pfarrer auch niemanden zum Totenträger geschickt. Sonst hatte der Pfarrer immer den alten Scheurig zum Totengräber geschickt, den mit dem dauerbetretenen Gesicht. Scheurig konnte das betretenste Gesicht von allen machen, vermutlich grub sich das Überbringen von Todesbotschaften auf Dauer in die Gesichtszüge ein. Aber an jenem Abend hatte Scheurig keinen Auftrag bekommen. Ganz von selbst war der Totengräber aus seinem Haus getreten, ohne Auftrag vom Pfarrer. Es war Abend gewesen, weil man im Sommer am besten abends Gräber schaufelt – sagte die Erfahrung. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang, Dunkelheit störte ihn nicht, wenn sie über ihn kam. Dunkelheit von außen störte ihn nicht, gegen die gab's Lampen. Aber gegen die innere Dunkelheit, gegen die halfen keine Lampen, auch das sagte der Totengräber manchmal. Und auch, dass nichts so dunkel ist wie das

Loch, das die Hoffnung hinterlässt, wenn sie geht. Jedenfalls gab's gegen die äußere Dunkelheit Lampen am Friedhof, die spendeten Licht genug, wenn's drauf ankam. Der Totengräber war hochgegangen zum Friedhof, zum Grab, in dem seine Frau lag, schon lang, sehr lang. *Da is nischd mebr ibrich jewesen vom schmalen Muttschen wo eh nie viel dran war zu Lebzeiten*, hatte der Zimmermann im Wirtshaus von sich gegeben, als er die Geschichte erfuhr. *War ja von Haus aus bloß so een dinn's Weibschen und wat hat se jeseben, zeitlebns: Orbeed und sonsd nischd*. Und dann war wohl das passiert, redete man im Wirtshaus und bald auch im Dorf: Der Totengräber grub den schmalen Grabstein aus und kippte ihn längs nach hinten. Da lag nun das Gestein mit dem eingemeißelten Wortwerk. Er spuckte in die Hände, wie er es immer tat, und verrieb die Spucke in die schwielige und rissige Haut, packte den geschwärzten Spatenstiel und grub. Grub ordentlich wie immer, jedes Zoll stimmte da, da hätte man ein Winkelmaß hinlegen können und einen Maßstab oder gar einen Zirkel und ein Senkblei und es wäre exakt gewesen, so wie er sich das ganze Leben an seinem Werkzeug exakt orientiert hatte. Man braucht schon Platz, damit man einen Sarg hinablassen kann, aber nicht zuviel, denn da darf nichts rutschen und verschütten und zu eng sein. Später holte der Totengräber aus einem Schuppen hinter der Aussegnungshalle zwei Petroleumlampen, eben als die Sonne begann, unterzugehen und den Friedhof purpurn färbte und violett, dann rötlichbraun und orange, schließlich blau und

am Ende ihn, den Totengräber, zu einem Schatten, einer Scherenschnittfigur werden ließ. Als er fertig war, legte er die drei Balken quer über den Schacht am Ende, wo man später seinen Sarg draufstellen konnte, immer dieselben Balken, seit vielen Jahren schon. War dann leichter zum Absenken für die Jungens, die das tun mussten. Man hätt' auf den Sarg 'ne Wasserwaage legen können, da hätt' sich nix gefehlt! Nach der Arbeit räumte er alles ordentlich auf, verließ, es war längst Nacht geworden, den friedhöflichen Arbeitsplatz. Der Alte kannte jeden Schritt auswendig, musste nicht groß auf seinen Weg achten. Er schlurfte zurück, schlurfte durchs Dorf, wie immer, vielleicht langsamer als sonst, aber nicht sehr viel. Er kam an sein Haus, ging zum Schuppen, machte Spaten, Schaufel und Rechen sauber, wusch die Erde ab, räumte alles an seinen vorbestimmten Platz, wie immer. Ging rein ins schweigende Häuschen, schwieg sich mit ihm gemeinsam aus. Aß noch zu Abend, 'n paar Tomaten und 'n Butterbrot. Spülte ab, bei ihm stand nichts rum, was nicht rumstehen musste. Trank 'n Bier dazu. Stieß am Ende auf, ging ins Bad, wusch sich gründlich mit viel Kernseife. Kratzte den Dreck unter den Fingernägeln vor, schnitt sie. Kämmte sich das dünne graue Haar einfach glatt nach hinten. Bisschen alte Pomade, die er noch hatte, konnte nicht schaden. Rasierte sich, gab etwas Speick drauf, tätschelte sich die Wangen. Er roch gut. Deo. Mit Ohrenstäbchen pulte er Schmalz aus der Muschel hervor, warf's weg. Sah sich seinen alten, ledernen Körper im Spiegel an, machte

keine gute Figur, sah sich selbst: runzlig und schlaff. Zog sich frisches Feinripp an, suchte nach einem Paar ungestopfter schwarzer Socken, fand eins, nie getragen. Aus dem Schrank nahm er seinen Hochzeitsanzug, legte ihn aufs Bett, museumsreif, aber tadellos. Kein Mottenloch, kein Schmutz dran, etwas zu weit vielleicht. Aus einer Tüte nahm er ein neues weißes Hemd, ein teures Hemd. Er faltete die Tüte zusammen und legte sie in den Schrank, wo er sie nochmals glattstrich. Er öffnete die Verpackung des Hemdes, zog die Befestigungsnadeln heraus, Stück um Stück, Nadel um Nadel. Es faltete sich auf. Er zog den Karton, um den es gefaltet war, heraus und nahm auch die Kragenstütze aus Plastik heraus. Schlüpfte hinein. Es passte gut. Die schwarze Krawatte dazu, vorgebunden, er konnte sie zeitlebens nicht binden, jetzt war's zu spät, das zu lernen. Zog die Schlinge zu bis zum Kehlkopf, der hüpfte kurz auf und ab. Schlüpfte in die Hose, schnallte die Hosenträger dran: Beinahe elegant sah er jetzt aus, der Totengräber. Ein bisschen stolz war er, sich als seinen eigenen Kunden zu sehen. Er schlüpfte in die Jacke, sah sich im Zimmer um, alles lag in Ordnung, er nahm den Verpackungsmüll des Hemdes auf, knipste das Licht aus. Ging in die Küche, warf den Müll in den Mülleimer, ging ins Wohnzimmer, zum Sekretär, zog Füller und Papier raus, setzte sich aufs Sofa, Papier auf den Tisch, schrieb. Langsam und ungelenk wie ein Zweitklässler, in kleinen Buchstaben, die sich fadig aneinander anlehnten, als wohne in ihnen die Angst, umzufallen. Am

Ende seinen Namen, Datum daneben. Ging wieder zum Sekretär, kramte ein Kuvert heraus, faltete das Brieflein, viertelte es. Zwängte es ins Kuvert, leckte im Dreieck, es schmeckte recht bitter. Klebte es zu, stellte es auf den Tisch, lehnte es an eine leere Vase, dass man's gleich sehen konnte. Legte sich aufs Sofa, war so müde wie nie. Halt, Schuhe noch. Er erhob sich mühevoll, schlurfte aus der Stube in den Flur, zum Schuhschrank, ein Geruch nach Schuhcreme und Fußschweiß quoll heraus. Er ließ die Pantinen stehen, zwängte sich in Lackschuhe, uralte, spitz zulaufend. Schnürte sie zu, sie drückten, was sollte es. Schlurfte zurück ins Wohnzimmer, legte sich aufs Sofa, nahm die Beine hoch, streckte sich, machte die Äuglein zu, faltete die Hände vorm Bauch, schlief ein und starb. *Hat sich einfach so hinjелеhd, um einfach so zu sterben – mir nix, dir nix*, erzählte der Zimmermann. Sein Herz, erzählte man, hat am Ende einfach aufgehört zu schlagen, er hat aufgehört zu leben, einfach so, bums, einfach aufgehört zu leben, so wie man aufhört, etwas zu tun, weil man was Besseres zu tun hat. So oder ähnlich hatte es jemand im Wirtshaus zum Besten gegeben.

Am nächsten Tag wollte der Pfarrer fragen, was das Grab solle. Die Antwort fand er, als er auf das Sofa im Haus des Totengräbers blickte und heute, jetzt, steht sie am Grab: sie, die kleine Trauergemeinde. Und schön verschwiegen ist sie und wunderbar betreten sieht sie drein, so wie es sich gehört für die Beerdigung des Totengräbers. Niemand

spricht ein Wort. Und der Pfarrer, ein junger Mann noch, er hat schon gesprochen und er hat schon gelesen. Aus dem Buch Kohelet, die Prediger 3, Alles hat seine Stunde. Diese Passage sollte er vorlesen, so stand's im Testament. Sie sei in ihrer Wahrheit und Weisheit so durchdringend wie nur wenige Worte durchdringend sein könnten. Er war dem Wunsch gefolgt. Und nun steht die überschaubare Trauergemeinde am Grab und keiner, niemand, weiß noch etwas zu sagen. Längst hat das Schweigen den Schritt in die berührende Peinlichkeit getan. Jemand muss doch noch was sagen. Wenn schon keine Verwandten da sind, die über den Toten gut sprechen könnten, weil es keine gibt, und wenn schon keine anderen Dorfbewohner da sind, weil er keinen weiteren habe auf der Beerdigung haben wollen außer denen, die um das Grab stehen. Er sei leise auf die Welt gekommen und wolle leise gehen. So hat er es geschrieben. Wörtlich. Deshalb wollte er auch keine große Leichenrede haben, auch keine Musik. Bei seiner Geburt habe auch keine Musik gespielt. Aber ein paar Worte, überlegt der Pfarrer, kann denn nicht irgendjemand irgendetwas sagen. Er blickt sich um, in einer Mischung aus Hilflosigkeit und Ärger, sieht jeden der Umstehenden an. Mit eingefrorenen Gesichtszügen denken sie alle still vor sich hin. Eine Windböe kommt auf und lässt das Gebäum aufrauschen. Der Wind fährt auch über die Köpfe der vier Menschen und reißt einige Haare hoch. „Will noch jemand etwas zum Wohle unseres verstorbenen Bruders sagen?“ fragt der Pfarrer ins

Schweigen und eben diesem Schweigen zum Trotz. „Ich erinnere mich an ihn“, sagt die Frau plötzlich sehr laut, mit klarer, fester Stimme, die aber nichts ist gegen die Böe, die ihr ins Wort fällt und ihre Rede davonträgt. „Es ist ein gutes Bild, das ich von ihm habe. Wenn ich mich recht entsinne, gibt’s wenige, die mir so wohltuend freundlich in Erinnerung bleiben werden. Er war so – unaufdringlich. Still. Ja, genau, das ist es: still.“ Die drei Männer blicken auf die Frau. Scheurig nickt, obwohl er kein einziges Wort verstanden hat, und zieht laut Schleim in seiner Nase hoch. Auch der jüngere Mann sagt nichts, stumpf auf das Loch starrend steht er da und wartet mit leiser Ungeduld darauf, es zuschaufeln zu können. Der Pfarrer aber lächelt. Noch ein oder zwei Augenblicke stehen sie da, dann gehen die Frau, der Pfarrer und Scheurig zum Ausgang. Der jüngere Mann sieht ihnen kurz nach. Dann greift er sich hinter einer Kastanie Spaten und Schaufel und beginnt, das Grab zuzuschaufeln und wird dabei nicht müde, über die schwere, mit Wasser vollgesogene Erde zu fluchen.

Ende der kostenlosen Leseprobe